

Die Oberharzer Pochknaben in Dichtung und Brauchtum

Von Herbert Lommatzsch, Clausthal-Zellerfeld

Der Oberharzer Erzbergbau benötigte seit seiner Wiederaufnahme im 16. Jahrhundert zahlreiche berg- und hüttenmännische Facharbeiter. Von den schon in einer Verordnung des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel im Jahre 1578 aufgeführten Fachkräften — Karrenläufer, Haspler, Hauer, Steiger, Schmelzer, Treiber, Schichtmeister, Geschwörner usw. — haben die Pochjungen vor allem deshalb eine besondere Beachtung auch außerhalb der rein bergmännischen Fachliteratur gefunden, weil diese Arbeitskräfte meist noch Kinder waren. „Also kan ein Junger von 10. 12. 13. 14. oder mehr Jahren in den Puchwerken gebraucht werden und wöchentlich zu 10—12 Mariengroschen, dazu auch noch die Wochen an beyschichten nach eines jeden fleis zu 3. 4. und 5. Mariengroschen verdienien . . .“, besagt die Verordnung aus dem Jahre 1578, durch die vor allem Bauernsöhne in den Bergbau des Oberharzes gezogen werden sollten. Solche „Pocharbeiter“ im Kindesalter beschäftigte man bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, wie folgende Schichtlohnliste aus dem Jahre 1907 zeigt: Schichtlohnssatz für Pocharbeiter: unter 14 Jahre Reichsmark 0,50, 14—15 Jahre 0,90; 15—16 Jahre 1,20; 16—17 Jahre 1,40 usw. Da die Zahl der in den Pochwerken beschäftigten schulpflichtigen Knaben sehr hoch war — allein in der Bergstadt Clausthal gab es um das Jahr 1750 zwischen 500 bis 550 Pochknaben —, wurden eigene „Pochknabenschulen“ in den Oberharzer Bergstädten eingerichtet.

Lebensweise und Arbeit dieser Pochknaben erregten schon frühzeitig die Aufmerksamkeit und auch recht oft das Mitleid höherer Bergbeamter und Fremder, welche den Oberharz besuchten. „Auf dem Rückweg (von einem Besuch der Gruben) nach unserem Wirtshaus waren wir beständig von einer Schar bettelnder Jungen umringt, alles Kinder von Bergleuten oder von Arbeitern in den Schmelz- und Waschhütten. Die meisten dieser Kinder können auch schon in den Poch- und Waschwerken zu minderwertigen Arbeiten gebraucht werden und ihren Eltern wöchentlich einige Groschen verdienen. Sie waren gleich bereit, ihre Künste vorzumachen, auf dem Kopf zu stehen, das Rad zu schlagen, um uns dadurch ein paar Pfennige abzulocken. Und da wir ihnen am Anfang vielleicht zu geschwind willfährten, so hatten wir sie immer zur Seite“ (aus „Ein Besuch in Clausthal im Jahre 1782“). Etwa in der gleichen Zeit (1778) schreibt der Clausthaler Bergchirurg Lenthin: „In den Pochwerken sind zehn — ja neunjährige Knaben angestellt und erwerben sich schon ihren Lebensunterhalt. Sobald der Tag anbricht, werden diese munteren, gewandten Geschöpfe ohne Rücksicht auf Wetter und Wege im leichten Brusttuch und dünnen Leinenkittel zum Pochwerk geführt. Gewöhnlich arbeiten sie von vier Uhr morgens bis vier Uhr abends mit nackten Beinen in Nässe und

Schmutz. Brot und reines Quellwasser sind die einzigen einfachen Speisen, womit sie, vom elterlichen Haus entfernt, ihren starken Hunger stillen.“

Diese Beschreibungen von Beobachtern, die außerhalb des eigentlichen bergbaulichen Betriebes stehen, decken sich mit Erlebnisschilderungen der Pochjungen selbst. „Endlich“, so schreibt der Zellerfelder Georg Friedrich Bähr über seine Tätigkeit als Pochjunge in der Mitte des 19. Jahrhunderts, „war ich 10 Jahre alt, und der Stiefvater in Zellerfeld sagte: „Der Junge muß jetzt anfahren ins Pochwerk und muß auch etwas verdienen!“ Also um vier des Morgens heraus über die Bremer Höhe nach dem Clausthaler Pochwerk! Ach, wie habe ich damals geweint! Des Morgens naß und kalt, mit einem Stück Brot, das ich auf dem Wege aß, und zwei Stück Brot, mit etwas Butter darauf zu meinem Mittagbrot. Im Pochwerk hatte ich meinen irdenen Topf, schnitt mein Brot hinein, goß etwas Wasser darauf und stellte den Topf ans Feuer, so hatte ich doch etwas Warmes zu essen. Um vier Uhr abends ging ich nach Hause. Dann wurde gegessen. Aber meine Mutter hatte mir immer noch in einem Töpfchen in der Asche auf dem Feuerherd etwas aufgehoben, was ich, ehe ich zu Bett ging, essen konnte. Nur des Sonnabends hatten wir Schule.“

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wendet sich auch die Dichtung diesem eigenartigen Leben der Pochjungen zu. Ein Pfarrer in St. Andreasberg, E. C. H. Dannenberg, widmet in seinem Poem „Der Harz“¹ den Pochjungen folgende Verse:

*Was vom Stempel (im Pochwerk) fast bis zu flimmerndem Staube
zerstampft ist,
säubert darauf ein fröhlicher Schwarm mutwilliger Knaben.
Dieses kleinere Volk, dem schon ins Innre des Herzens
Unerschrockener Mut und Trieb zur Freiheit gepflanzt ist,
Das die Sitten der Väter zur Freuden derselben treu nachahmt,
Dies versammelt sich hier um seinen Vater, den Steiger,
Ebensofrüh, als der Bergmann, zum Morgengebet und Gesange.
Wenn die Sonne des Sommers sie dann schon freundlich
bewillkommt,
Gähnen sie einigemale nach ihrem Lager zurücke,
Warten mit Ungeduld auf die noch lang zögernde Mutter,
Um das trockene Brot aus ihrer Hand zu empfangen,
Stets durch Hunger und Lust in ihren Freistunden schmackhaft.
Und so gehn sie mit Mut — im Geiste schon Bergmann —
zum Pochwerk,
Bis die zwölfe Stunde vom Anfang der Arbeit geschlagen.
Wenn der rauheste Winter die schneevollen Fittiche schüttelt
Und in einer Nacht oft Berge von Schneeflocken auftürmt,
Wühlt er (der Pochjunge) sich barfuß und leicht, im dünnen,
leinenen Kittel,
Oft am Kopfe nur sichtbar, durch diese betrüglichen Berge,*

Trotzet dem stürmischen Nordwind und seinen beeiseten
Schwingen
Und dem schneidenden Ost, der ihm durch das dünne Gewand
bläst,
Und erwärmet am Feuerherd sich die starrenden Glieder . . .
Nach dem Morgengebet, dazu der Steiger sie anführt,
Eilt frohlockend die Schar zur angewiesenen Arbeit.
Übermütig und wild, bei trocknem Brot und bei Wasser,
Quälet einer den andern, kaum selbst des Lebens erst mächtig,
Und sie würden die blutigsten Kriege mit Löwenmut führen,
Wenn der Steiger sie nicht durch den knochigen „Vogel-Polz“²
zähmte!

Ist diese Dichtung eine im Versmaß wiedergegebene Beschreibung des Lebens und der täglichen Arbeit der Pochknaben, so geht die Dichtung des 19. Jahrhunderts immer mehr von den — wie die Verfasser meinen — in den Pochknaben vorhandenen Gefühlen und Empfindungen aus. In einem „Wechselgesang der Harzbewohner“ (1830) kommen die Pochjungen mit folgenden Versen zu Worte:

Flink Besen und Schaufel und Kiste geröhret,
Bis die Fluten das Taube dem Edlen entführet
Ob wir auch schaffen, selbst karg nur gesegnet,
Drum jauchzen wir hoch auf, wenn's Pfennige rechnet!
Juchhe! Glückauf! Juchhe!

Recht optimistisch sieht die Oberharzer Dichterin Franziska Madelung, Tochter eines Hüttenmeisters an der Schulenberger Hütte, 1831 in ihrem Gedicht „Das Lied der Pochknaben“ Leben und Stimmung dieser Zehn- bis Sechzehnjährigen:

Wir singen schon am frühen Morgen
der Lerche gleich im Wiesental
und grüßen wandernd ohne Sorgen,
wie sie, der Sonne ersten Strahl.
Still betet dann der laute Schwarm
und jeder Brust wird wohl und warm.

Der Stempel Reihe senkt und hebet
der Welle Zahn mit Takt und Kraft,
und wenn sie lustig fällt und schwebet,
wird Wichtiges der Welt geschafft!
Das Rad, umbraust von mächtger Flut,
bringt mächtgen Schwung, der ninimer ruht.

Erscheinen freundlich hohe Gäste
mit vollem Beutel, offner Hand,
dann gibt's das herrlichste der Feste
für unsren frohen Knabenstand,
gibt wackern Kampf um mein und dein,
wenn blanke Münzen sie verstreun!

Und abends geht es zur Parade!
Bei Hörnerklang und Fackelschein,
da dünnen wir uns denn gerade —
das glaubet uns! — nicht schlecht und klein!
Manch hübsches Mädchen lacht uns zu —
wir ziehn vorbei in stolzer Ruh!

Unnen

neuen Herrn Zahntner

in Ballerfall

Herrn

Henrich Gules Engelhard Borkenstān

welten hienit

ihre tuttemante Aufwarting

maden

die sämmlichen Puchinner.

Im Nämunden 1794.

Klaesthol,

Feindt von Babaun Christian Wendeborn.

Titelblatt eines Aufwartungsgedichtes der Pochkinder im Oberharz aus dem Jahre 1794. Das Gedicht ist in der Mundart der Oberharzer Bergwerksbevölkerung geschrieben.

Wenn unner Herr Rott uns mant viel lut Ehrz beschärt,
Su wärd mit Lust sepucht, kewaschen un felahet,
Su wolln mer luten Schlich un reiche Rößt beräten,
Su füllt sich Dei Kewölb, su zohlst Du denn mit Gräden
Die Ausbeutholer aus, su blüht ben Deinen Amt
Dos Barkark wieder auf, mer frän uns ällesauit.

Textstelle aus dem Original des Aufwartungsgedichtes von 1794 mit Hinweisen auf die Arbeit in den Pochwerken.

Während nach diesem Gedicht der Oberharzer Dichterin unter den Pochknaben scheinbar eitel Freude und Wohlbehagen herrscht, lässt eine den Pochjungen gewidmete Strophe aus einem Begrüßungsgedicht zu Ehren eines 1814 die Harzer Bergwerke besuchenden englischen Prinzen die wahre, armselige Lage dieser Kinder erkennen:

War sieht's wull unnen Puchersch ahn,
Doß di su sallden Zukost han!
Wärscht's sahn! Bei saurer Arbt, klänn Luhn,
Woß die vor Bockschrpring känne tun!
Vulltaus, wu's wos zu rappen kit,
Do blei ju äns aus ihrer Mitt!

Die Verse sind in Clausthaler Mundart geschrieben, eine Abart des westerzgebirgischen Dialektes, der von den Bergleuten gesprochen wird, und haben folgende Bedeutung: Wer sieht es wohl unseren Pochjungen an, daß die mehr zu essen haben sollten! Du wirst sehen, was die trotz ihrer schweren Arbeit und trotz ihres geringen Lohnes für Bocksprünge machen können. Vor allem dann, wenn es die Pfennige aufzulesen gilt, die Besucher unter sie werfen, dann fehlt keiner von ihnen!

Einem Mundartgedicht des Oberharzes aus dem 18. Jahrhundert, das folgende Zeilen aufweist

*Mutter! khäfft mer Huhs un Kittel,
prängt ä nei Arschlahder mit ...*

ist auch das in Heuchlers „Des Bergmanns Lebenslauf“ wiedergegebene Gedicht nachgebildet, in welchem ein Bergmannsjunge seinen Vater bittet, ihn auf dem Bergwerk anzumelden.

*Vater, ich mag's nicht mehr leiden,
auf den Straßen so zu stehn,
Mußt mich als ein Bergmann kleiden
Und mit mir zur Grube gehn!

Schlugst mir's ab mit kurzen Worten:
„Bist zu klein, du armer Tropf!“
Siehst du, ich bin groß geworden
Seit dem Jahr um einen Kopf!

Mußt mir auch ein Fäustel geben,
ein recht spitzes Eisen auch,
Da soll's helle Funken geben
Aus des Felsens hartem Bauch.

Schaffst mir auch ein knappes Leder
und ein festliches Habit,
auf dem Schachthut eine Feder,
wie man es beim Steiger sieht!*

Mehr als in allen diesen mehr wohlgemeinten als gekonnten Gedichten wird in einer kleinen Mundartdichtung, die noch bis vor wenigen Jahrzehnten in Clausthal-Zellerfeld bekannt war, das Wesen der Pochjungen — im Oberharz „Lapse“ genannt — erfaßt und wiedergegeben:

*N' Mantich fahren de Lapsle ahn,
N' Dinstich packense haarig ahn,
N' Middewich hahn se ihre Nut,
N' Dunnerschtich hahn se gar kee Brut,
N' Freitich kriegen se ihre paar Pfäng,
N' Sunnobend bleim se ganz drhemm,
N' Sunntich kriegen se ihr Afterbrut (Weißbrot),
dos is jo was for ihr Lackerschnut³!*

★

In diesen Versen war wiederholt von Paraden und Veranstaltungen die Rede, an denen die Pochknaben des Ober-

harzes teilnehmen konnten. Bei keiner bergmännischen Aufwartung durften sie fehlen. „Die weißgekleideten Hüttenleute ... bilden den Lichtpunkt in der schwarzen Umrahmung der Bergleute, die ihre Grubenlichter niedrig halten, um die kleinen Pocharbeiter, die ihr verschiedenartiges Arbeitsgerät auf den Schultern tragen, in die richtige Beleuchtung zu setzen“, so wird ein bergmännischer Aufzug um das Jahr 1850 beschrieben, und wir können immer wieder feststellen, daß die im Bergbau arbeitenden Kinder an den Schauveranstaltungen zu Ehren hoher auswärtiger Gäste teilnahmen.

Der älteste Bericht einer solchen „Parade“ liegt aus dem Jahre 1563 vor, als Herzog Heinrich der Jüngere den Oberharz besuchte: „Es haben sich (in der Bergstadt Zellerfeld) nicht allein die Alten in ihrer Wehr und Rüstung sehen lassen, sondern auch die Jungen von beiden Bergstädten Wildemann und Zellerfeld. So haben die Jungen von Wildemann sich Schwerter aus Holz gemacht, ein Arschleder an eine Stange gebunden, so daß es wie eine Fahne aussah, und sind damit nach Zellerfeld auf den Markt gezogen. Auch die Jungen von Zellerfeld haben sich auf die gleiche Weise gerüstet. Die beiden Haufen stellten sich gegenüber, machten sich zum Kampfe bereit und beschimpften sich. Als man sah, wie die Jungen gesinnt waren, wollte man auch erfahren, wie sie sich halten würden, denn großer Schaden konnte nicht entstehen, wenn sie ein Treffen gegeneinander führten und sich bei den Haaren kriegten. Den Zellerfeldischen wurde Valentin Weidenhauer als Anführer gegeben, den Wildemannischen aber Gabriel Philipps — er ist jetzt (1583) hessischer Berghauptmann. Die Jungen zogen nun gegeneinander, schlugen sich mit den hölzernen Schwertern, daß die Köpfe rot wurden und beinahe einige tot blieben, also, daß sich die Alten einmengen und sie auseinanderbringen mußten ... Am Schluß aber ist jederman wegen der Anwesenheit der Obrigkeit fröhlich gewesen⁴.“

Mit zunehmender Gesittung wurden zwar auch die Vorführungen der Pochkinder dem verfeinerten Empfinden der hohen Gäste angepaßt, zu einem besonderen Vergnügen für die Besucher war aber immer das „Rappen“ aussersehen. Dabei warfen die Gäste Münzen unter die Hunderte von Pochjungen, die sich dann um das Geld balgten. Diese „geschmackvollen“ Darbietungen hielten sich bis weit in das 19. Jahrhundert.

Schon im 18. Jahrhundert überreichten die Pochknaben hochgestellten Persönlichkeiten Huldigungsgedichte in den Mundarten des Harzes. Solche Huldigungsgedichte sind z. B. in einem „Fräden-Liedel im Name der sämtlichen Puchkinner of den Kommunion-Harz in öwern Schulenberger Puchrig“ (Zellerfeld, 5. 7. 1787) und in einem „Khutgemänten Klückwunsch dr sämtliche Puchkinner von Klasthol“ vom Oktober 1794 als fliegende Blätter gedruckt erhalten. Inhaltlich unterscheiden sie sich nicht von zahllosen anderen gereimten Bittgesuchen und Huldigungsadressen

jener Zeit, wie die erste Strophe des Gedichtes von 1794 zeigt:

*Brüder, unner khuter Künig
Hot'n Harz noch immer lieb,
Denn bey unnern Barkarksschulden
Fördert har viel tausend Kulden
Aus den Kassen immerszu,
Schafft uns Brud, un Fried, un Ruh!*

Alle:

*Unnern khuten, lieben Künig
Han mir alle harzlich lieb!*

Eine Huldigungsschrift an den König Jerome von Westfalen vom 5. August 1811 enthält folgende Strophe auf die Pochknaben:

*Kennst du das Volk, bei dem schon junge Knaben
für ihren König wirken sonder Rast,
der Kindheit Spiel ihm opfern, und was laben
die erste Jugend kann, und gern die Last
der harten Arbeit in dem zarten Alter tragen,
Und weil es für den besten König gilt, nicht klagen?*

Mit Recht darf man zweifeln, ob der Verfasser selbst an seine Worte glaubte. Denn wenn sich die Pochknaben über etwas freuten, so war es sicher nicht über diese Arbeit, sondern über ein Fest, das ihnen fast allein gehörte. Dieses Fest der Pochknaben, das unter dem Namen „Lätarefest“ und „Breikuchenfest“ vom Jahre 1659 bis zum ersten Weltkrieg in Clausthal begangen worden ist, hat folgenden Ursprung:

Am 26. März 1643 verfügte der Clausthaler Berg- und Stadtschreiber Martin Hoffmann⁵, daß nach seinem und seiner Ehefrau Tode die Zinsen seines Vermögens jährlich verschiedenen öffentlichen Einrichtungen zufließen sollten. Er bestimmte weiter, daß $16\frac{2}{3}\%$ dieser Zinsen jährlich an die Schüler der Lateinschule, und $16\frac{2}{3}\%$ an die „armen Puchkinder“ verteilt werden sollten. Die Pochkinder sollten die Zinsen — oder an ihrer Stelle Naturalien — nach ihrer Schicht auf dem Rathaus empfangen. Dort mußten sich Lehrer und Pfarrer sowie die Personen, die mit der Durchführung der Stiftung beauftragt waren (die Exekutoren), zu einem Trunk Bier zusammenfinden, wobei das Testament verlesen wurde. Aus dieser Stiftung entwickelt sich ein mehrere Jahrhunderte überdauerndes Brauchtum. Zuerst sollten die Zinsen in der Woche Trium regum verteilt werden. Wegen der Kälte und Dunkelheit wurde aber die Verteilung von 1675 an immer am Montag nach Lätare vorgenommen.

Vor der Austeilung der kleinen Beträge — im Jahre 1659 erstmals mit insgesamt 10 Gulden an 129 Pochknaben durchgeführt — zogen die Pochkinder unter Führung ihrer Pochsteiger geschlossen nach dem Rathaus. Da die Beträge anfangs zu gering waren, um jährlich verteilt werden zu können, erfolgte die Verteilung von 1659 bis 1682 jeweils in Abständen von zwei bis drei Jahren. Ein Teil der Erbschaft bestand nun aber in Kuxen. Diese erbrachten vom

Jahre 1677 an einen immer größeren Gewinn, so daß man sich 1682 entschloß, das Lätarefest jährlich zu begehen. Während von 1659 bis 1673 alle zwei Jahre nur durchschnittlich 150 Taler verteilt werden konnten, empfingen die Pochjungen später jährlich über 400 Taler. Im Jahre 1880 wurden 330 Mark verteilt. Das Kapital, das an Interessenten ausgeliehen wurde, stieg bis zum Jahre 1800 auf etwa 50 000 Mark und blieb bis in das 20. Jahrhundert auf dieser Höhe.

Es kann nicht erstaunen, daß der Aufzug der Pochkinder immer feierlicher wurde. Die Bergmusik schritt bald dem Zuge voran. Von einem Pochsteiger — auch die Pochsteiger erhielten Beträge ausgezahlt — wird im Jahre 1844 berichtet, daß er 58 solcher Aufzüge mitgemacht habe. In jenem Jahre 1844 nahmen nicht weniger als 908 Personen an dem Festzug nach dem Rathause und an der Verteilung teil. Auch aus dem „Trunk Bier“, der nach dem Willen des Bergschreibers Hoffmann gereicht werden sollte, wurde allmählich ein reichliches Gelage. So durften um 1688 beispielsweise nicht mehr als sechs Essen gereicht werden!

Aus dem 19. Jahrhundert findet sich folgender Bericht über diese Festversammlung: „Die große Halle im Rathaus war schon angefüllt mit Berg- und Pochoffizianten. In einer Nische steht die hölzerne Statue des Stifters. Mit kostenverachtender Farbpracht bemalt, blickt sie alljährlich mit strengen Zügen auf die Gäste nieder. Die Kinder dringen manchmal hier ein, um das schäumende Märzenbier zu trinken. Die Offizianten tun den üblichen Trunk aus der Bergkanne. Die Lätareausteilung bringt die Zusammengehörigkeit von Vorgesetzten und Untergebenen zum Ausdruck. Man hört vorher eine Bergpredigt an diesem Tage. Durch den Magen wirkt es sich vorzüglich auf das Gemüt des Menschen; die Freude ist nicht nur eine angenehme, sondern auch eine eindringliche Lehrmeisterin.“

Da die Empfänger der Spende vorwiegend Kinder und Jugendliche waren, setzten sie einen Teil des Geldes — in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden etwa 1,20 bis 1,50 Mark je Pocharbeiter ausgegeben — in Kuchen und Gebäck um. Schon im 18. Jahrhundert stellten sich deshalb am Lätaretage eine Reihe Frauen mit Kuchenblechen oder Kuchenbuden vor dem Rathaus auf. Außerdem wurden Räucherkerzen verkauft und auf Späne gesteckt, um die Zigarren zu ersetzen. So erhielt denn dieser lustige Tag bald den Namen „Breikuchenfest“.

Daß es mit seiner Durchführung nicht immer nach dem Willen des Stifters gegangen ist, zeigt folgende Sage, die um 1850 ein alter Bergmann erzählte: „Der Hoffmann ist auch abgebildet auf dem Rathause zu Clausthal. Als einmal die Herren vom Rathause eine Betstunde abschafften, mit der ein feierlicher Umzug der Pochknaben an dem Tage, an dem ihnen die Gelder des Hoffmannschen Vermächtnisses ausgezahlt wurden, verbunden ist, machte der steinerne Hoffmann oben auf dem Rathause einen großen Lärm und warf die Ratsherren, da sie das nächste Mal auf

das Rathaus kamen, die Treppe hinunter. Da mußten sie die Betstunden und den festlichen Umzug der Pochknaben wieder anstellen, und seitdem ist an der Hoffmannschen Stiftung nichts wieder geändert.“

Mit der Gesetzgebung über die Kinder- und Jugendarbeit und der Umstellung der Pochwerke auf moderne Aufbereitungsverfahren verlor sich auch das Brauchtum der Pochknaben. Es gehört aber unbedingt zum Leben dieser Kinder, zeigt es doch, daß man auch in den vergangenen Jahrhunderten Verständnis für ihr schweres Leben hatte

und daß auch ihnen kleine und große Höhepunkte in ihrem bescheidenen Dasein vergönnt waren.

Anmerkungen

- 1 E. C. H. Dannenberg: Der Harz, ein Gedicht in sieben Gesängen. Göttingen 1781.
- 2 Unter einem Vogel-Polz ist ein Stock zu verstehen, an dessen einem Ende schmale Riemen mit Knoten befestigt sind.
- 3 Mitgeteilt von Bildhauer Rudolf Nickel, Goslar.
- 4 Der Bericht ist hier gekürzt wiedergegeben.
- 5 Martin Hoffmann wurde 1575 in Steinau in Schlesien geboren und starb 1647 in Clausthal. Seine Ehefrau verstarb 1654.

Alexej von Assaulenko

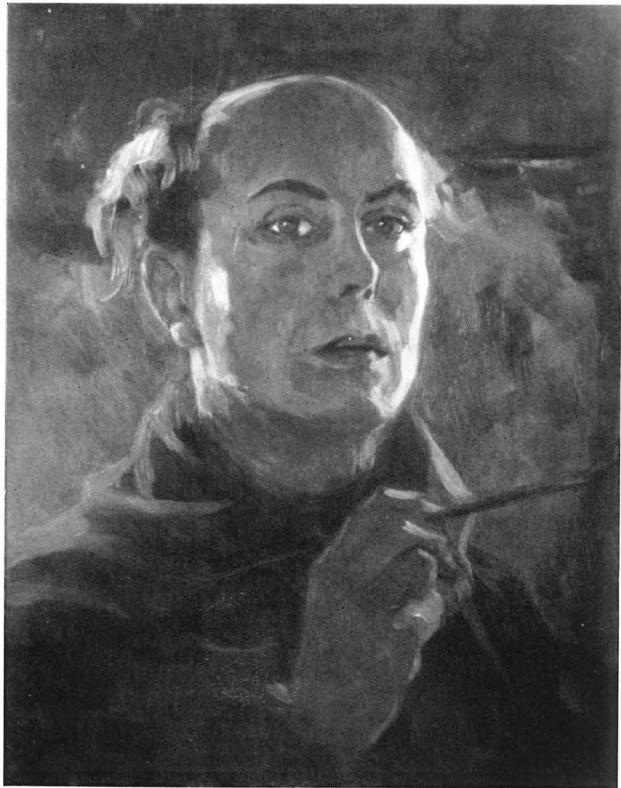
Versuch einer Würdigung seines Schaffens

Von Christian Jenssen, Eutin (Holstein)

Ein Künstler, der sich zu traditionellen Werten bekennt, die er in einer — gleichsam scholastisch — gründlichen Ausbildung begreifen gelernt hat, und dieses Bekenntnis auch in seinen Arbeiten ausspricht, setzt sich dem Mißverständen derer aus, die einen Unterschied zwischen Tradition und Konvention nicht sehen oder nicht machen wollen. Der ukrainische Maler Alexej von Assaulenko, der seit mehr als fünfzehn Jahren in Westdeutschland lebt und wirkt, hat den Mut, sich dieser Mißdeutung seines Schaffens auszusetzen, weil er nicht anders kann, als sich nach den Gesetzen seiner Herkunft, seines Wesens und Temperaments zu richten.

Assaulenos Bilder wirken auf den ersten Blick unzeitgemäß, „unmodern“, etwa wie eine bis 1900 noch nicht erreichte, überraschend neue Stufe der Malerei des 19. Jahrhunderts. Sie scheinen mit den verschiedenen Strömungen der Kunst der jüngsten Jahrzehnte nicht in Übereinklang zu stehen. Nun ist es wahrscheinlich irrig anzunehmen, daß alle Wege der Kunst innerhalb eines bestimmten Zeitraumes die gleiche Richtung einschlagen müßten, daß das Werk eines Künstlers sich heftig und auffällig in der vordringlichen Strömung bewegen müsse, wenn es Anspruch auf Beachtung erheben will.

Es gibt zweierlei Zeitströmungen. Die Grundströmung wird bestimmt von dem steten, unerbittlichen Gang der Zeit, dem sich keiner von uns entziehen kann, in dem wir alle unseres Daseins Kreise vollenden. Dieser Gang der Zeit ist gleichmäßig, wir können in ihm Tiefgang haben, können nach seinem Rhythmus unsere persönlichen Kreise ziehen,



Selbstbildnis, Öl, 50 : 40 cm.

und unser Geist kann hoch genug daraus sich erheben, um weit zurück und vorauszuschauen. Außerdem gibt es jene Strömung an der Oberfläche des Zeitganges, die scheinbar schneller dahintreibt, weil sie leicht bewegbar und voller Wirbel ist, weil der Wind der wechselnden Moden sie aufwühlt. Die Geister, die sich auf ihr bewegen, neugierig und sprunghaft, wähnen der Zeit vorauszueilen, aber das ist eine Täuschung, eine sicherlich notwendige und schöne Täuschung, weil sie eigenartige Bewegungen und neue Formen hervorbringt.